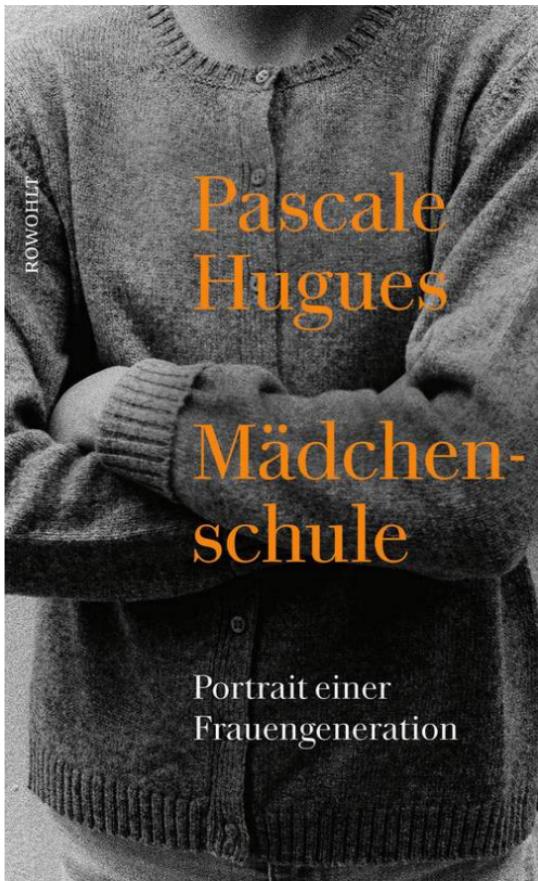


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-00271-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Pascale Hugues

Mädchenschule

Porträt einer Frauengeneration

Aus dem Französischen von Lis Künzli

Rowohlt

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Oktober 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Satz aus der Kepler

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-00271-8

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Das Wiedersehen

O b das wirklich eine gute Idee war? Meine ehemaligen Schulkameradinnen auf der Terrasse dieses kleinen Hotels am Fuß des Münsters zu versammeln? Kein Windhauch heute Abend. Über Straßburg die reglose sommerliche Hitze-glocke. Als ich die Gläser für den Aperitif bereitstelle, bin ich mir meiner Sache auf einmal nicht mehr so sicher. Ein halbes Jahrhundert lang haben wir uns nicht gesehen. Wir waren damals neun Jahre alt. Saßen in derselben Klasse. Das ist das Einzige, was wir gemein haben, dieses kurze Segment ganz zu Beginn unserer Lebenslinie. Ein bisschen mager, um auf ein unbeschwertes Wiedersehen, Gespräche bis spät in die Nacht zu hoffen. Was werden wir uns zu erzählen haben? Und wenn sich niemand an niemanden erinnern kann und wir den Abend damit verbringen, einander zu mustern und verlegene Kehlgeräusche von uns zu geben? Wenn wir in den trüben Tiefen dieser so fernen Zeit stochern und keine einzige Erinnerung an die Oberfläche steigt? Was habe ich mir da nur zusammengereimt? Dass man eine solch weit zurückliegende Vertrautheit einfach wieder abrufen kann? Dass es reicht, drei, vier Jahre in derselben Grundschule zu verbringen, und die Freundschaft hält für immer?

Mit Ausnahme von Françoise, die dabei ist, neben mir einen Turm aus Toastbrotdreiecken vor dem Einstürzen zu

sichern, habe ich alle aus den Augen verloren. Ich versuche, mir gut zuzureden: Schließlich haben fast alle meine Einladung angenommen. Das ist doch ein gutes Zeichen. Diejenigen, die nicht kommen können, haben mir geschrieben, es tue ihnen leid. Wir werden zehn sein heute Abend.

- 6 Aber was macht sie nur? Ich habe Pascale L. schon vor einer ganzen Weile bemerkt. Hinter einer Buschhecke verborgen, schaut sie auf die Uhr. Bestimmt mag sie es nicht, zu früh da zu sein. Sie dreht noch eine Runde um den Häuserblock. Als vom Münster herunter sieben tiefe Schläge ertönen, steht Pascale L. auf der Hotelterrasse. «Bin ich die Erste?» Sie hat diesen künstlich erstaunten Blick der Ängstlichen, die stets vor den andern da sind und so tun, als wäre das ein merkwürdiger Zufall. Françoise eilt auf sie zu und umarmt sie. Pascale L. und Françoise sind seit der Schule Freundinnen. Der Vater von Pascale L. war Pförtner im Rathaus, Françoises Mutter ihm als Putzfrau unterstellt. Da waren die Kleinen natürlich unzertrennlich. Heute sind sie nicht mehr unbedingt auf einer Wellenlänge, aber sie sehen sich noch ab und zu aus Loyalität. Pascale L. hat noch immer ihr Kleinmädchen gesicht, einen zartrosa Teint, kein bisschen Schminke, makellose Zahnen, klare Augen. Sie ist noch genauso pummelig wie früher, nur dass es heute niemand mehr wagen würde, ihr wie damals aus Spaß in die Wange oder in die Fettpolsterchen am Po zu kneifen. Noch immer derselbe praktische Kurzhaarschnitt. Trotz der grauen Haare und der Brille erkennt man sie sofort. Sie wird den anderen, die jetzt nach und nach eintrudeln, als Fanal dienen.

Es ist wie bei einem Ratespiel. Ich präsentiere Ihnen ein

Gesicht, das nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun hat mit dem vor fünfzig Jahren, und Sie versuchen, es mit einem Namen zu verbinden. Da kommt Pilar, ganz klein in ihrem marineblauen K-Way, eine Strickweste auf dem Arm und eine riesige Tasche um die Schulter: «Sie haben für später ein Gewitter angekündigt.» Die anderen rufen aus: «Pilar! Wir hätten dich unter Tausenden wiedererkannt!» Ihre Kleinmädchenlocken sind dünner geworden, ihre Augen hinter einer großen Brille versteckt. Sie hat muskulöse Arme und einen Sprachstick. Sie sagt nach jedem Satz: «So was in der Art.» Pilar erinnert sich nicht an mich. Nicht an mein Gesicht und auch nicht an meinen Namen. «Verlangt bloß nicht von mir, mich an Gesichter zu erinnern», entschuldigt sie sich, um mich nicht zu verletzen. «Ich habe ein auditives Gedächtnis. Namen kann ich behalten, Gesichter hingegen ... Aber ich habe eine Entschuldigung, ich nehme an, ihr habt euch alle ein bisschen verändert.»

Als Jeannine ruhigen Schrittes auf uns zukommt, ziehen sich die Stirnen in Falten: «Du, nein ... Lass mich überlegen ... Ich kann dich nicht einordnen.» Roseline hingegen wird von allen erkannt, ihr Sommerweizenblond, ihre Augen, die sich zu Schlitzen verengen, wenn sie lächelt. «Und die Zöpfe!» Für mich sind Roseline und Jeannine zwei Zopfpaare, Jeannine ein braunes, Roseline ein blondes. Wie Lianen, die ihnen bis zum Po fallen. «Aber was ist denn aus euren Zöpfen geworden?» Jeannines Haare sind kurz, dünner als damals, aber noch nicht grau. Ein sanftes Lächeln zwischen zwei Kreolen und Sommersprossen. Roseline trägt einen schulterlangen Pagenschnitt und immer noch denselben geraden Pony, der,

ich gehe jede Wette ein, einen resoluten Charakter und einen praktischen Sinn verrät.

Pascale W. und Catherine fallen einander in die Arme. «Na sag mal, das ist ja eine ganze Weile her», ruft Pascale W. und drückt Catherine heftig an sich. Die beiden waren Nachbarinnen geworden, als ihre Familien Ende der sechziger Jahre in die Cité Nucléaire einzogen, eine der ersten großen Sozialwohnungsanlagen, die am Stadtrand, in Cronenbourg, auf einem ehemaligen Truppenübungsplatz der Armee gebaut wurden. Noch lange nach dem Krieg gab es dort Luftabwehraketen.

Das Viertel entlehnte seinen Namen von dem kleinen Kernreaktor auf dem Gelände des nationalen Forschungszentrums CNRS. Pascale W. wohnte in der Rue Lavoisier, Catherine in der Rue Paraclet. Kaninchenställe, hieß es bei uns zu Hause. Lauter identische kleine Schachteln, *little boxes*, wie im Song von Graeme Allwright. Für Pascale W. und Catherine jedoch war die Cité nucléaire der große Luxus. Ein Badezimmer mit warmem Wasser, Rollläden, Zentralheizung, ein eigenes Zimmer und ringsherum Mohnblumenfelder, so weit das Auge reichte. Der Turm des Münsters in der Ferne erinnerte daran, dass die Stadt nicht allzu weit weg war. Catherine und Pascale W. legen wie auf Knopfdruck los mit ihren «Weißt du noch ...?». Gummitwist auf dem Gehsteig, Puppen im Treppenhaus an Regentagen, Madame Franz, ihre Lieblingslehrerin, die sie zurücklassen mussten, welche Tragödie, als sie die Schule wechselten. Madame Franz! Wir stoßen einen Schrei des Entzückens aus. Ihretwegen ist Catherine Lehrerin geworden. «Madame Franz hat etwas in mir ausgelöst. Sie hat mir die Liebe zum Beruf geweckt. Ich habe für meine Schüler dieselbe Empathie wie sie. Man muss das Leiden der

Kinder verstehen. Madame Franz, die hatte ein vorbildliches Bildungsverständnis.» Catherine beschließt ihre Sätze mit einer feierlichen Miene. Sie hat noch immer ihr ernsthaftes kleines Gesicht und den Ausdruck der fleißigen, tüchtigen Schülerin, die immer alles recht macht.

Als Myriam eintrifft, dunkle Haut, lockige Haare, wird sie von allen für Houria oder Lahouaria gehalten, eine der beiden marokkanischen Schwestern. Oder tunesischen. Oder algerischen. So genau weiß das niemand.

«Das ist wegen deiner Kraushaare ... Woher kommst du denn, lass mich nachdenken.» Jeannine kapituliert. «Nein, ich geb's auf ...»

«Tunesien!», verrät Myriam. «Das heißtt, nur mein Vater. Meine Mutter war Französin.»

Als sie meine E-Mail erhalten hatte, glaubte Myriam erst an einen Internetbetrug. Ein Buch, das die Lebensgeschichte von Mädchen nachverfolgt, die sich nicht einmal mehr aneinander erinnern. An der Sache muss etwas faul sein. Schließlich beschloss sie, doch zu kommen. «Es ist wie in einer Realityshows. Irgendwann bist du dran. Du wirst eingeladen. Und jetzt bin ich an der Reihe, diese Chance konnte ich mir doch nicht entgehen lassen.»

Pilar und Myriam sind Krankenpflegerinnen im Hôpital civil. Seit Jahren laufen sie sich jeden Tag über den Weg, aber bisher hat keine der beiden gewagt, den ersten Schritt zu tun und die andere anzusprechen. Jetzt reden sie miteinander, als sei es das Natürlichste der Welt, als knüpften sie an ein Gespräch an, das sie vor wenigen Tagen erst unterbrochen hatten. «Bingo!», ruft Martine mit ihrer Flötenstimme. Sie ist

gerade angekommen und geht schnurstracks zu Myriam und reibt ihr die Schulter. Sie saßen in der Schule nebeneinander. Myriam ist die Einzige, die sie erkennt. Außer mir. Aber sie geht lachend herum und grüßt, sagt, es sei zauberhaft, dieses ganze Völkchen wiederzusehen. Eine zierliche Martine mit großen blauen Augen. Sie hüpfte von einem Bein aufs andere, es hätte nicht viel gefehlt und sie hätte unseren kleinen Trupp Wiederauferstandener beklatscht.

Der junge Kellner, der mit der Flasche Rosé und den Minibrezeln von einer zur andern geht, sieht erschrocken aus. Er fragt sich, wie diese Tanten auf einmal auf seiner Terrasse gelandet sind. Da stehen wir. Mustern einander. Es heißt, auf der Hut zu sein, um nicht ins Fettnäpfchen zu treten. Vor allem, nicht auszurufen: «Was, das bist du? Das gibt's doch nicht. Wie alt du geworden bist.» Die Zeit hat Furchen um die Münster gezogen, die Lider aufgedunsen, die Stirne in Falten gelegt. Die Körper sind schwerer geworden. «Ab Ende vierzig alterst du entweder gut, oder du alterst schlecht», sagt Françoise, als wäre sie an eine Abzweigung gekommen. «Es bringt nichts, sich das Leben zu verriesen und nur noch Salat zu essen, es liegt sowieso an den Genen.»

«Ich hätte trotzdem ein bisschen besser aufpassen sollen», bedauert Jeannine und streicht reflexartig über ihre Hüften. Auch unsere Stimmen haben sich verändert. Unser Stimmbruch ist weniger spektakülär als der der Jungen, aber keine von uns hat die nervenaufreibende Kleinmädchenstimme behalten.

Wir setzen uns an den langen Holztisch. Es ist dunkel geworden. Die Ton- und Lichtshow *son et lumiere* wirft Streifen auf die Fassade des Münsters. Wir gehen über zu winzigen Kindheits-

erinnerungen: die gefältelte Haut auf der heißen Pausenmilch im Winter. Zehn angewiderte Grimassen. Sie wurde hinten im überdachten Pausenhof von einer blaurotwangigen Frau mit einer riesigen Kelle ausgeschöpft. Wir erinnern uns noch alle an die angeknabberten Ränder der Plastikbecher. Die Zehnuhrmilch war nach dem Krieg eingeführt worden, um Rachitis und Mangelernährung vorzubeugen. Sie war Ende der sechziger Jahre noch immer obligatorisch. In den armen Familien aß man dürftig damals. Vor allem in der Wochenmitte, wenn der Lohn noch nicht da war, der einmal wöchentlich, am Freitag, gezahlt wurde.

11

«Bei uns gab es nur für die Kinder Fleisch. Meine Eltern begnügten sich mit Kartoffeln und Salat», sagt Pascale L., die ihren Teller immer aufessen musste.

«Wenn man bedenkt, dass man jetzt den Vormittagsimbiss abschaffen will», sagt Roseline. «Es gibt zu viele übergewichtige Kinder. Wir waren nur Haut und Knochen. Bei mir gab es zum Frühstück entweder Butter oder Marmelade aufs Brot. Nie beides.»

Eine Erinnerung nach der anderen poppt schwerelos an die Oberfläche dieses Abends herauf. Leichte, zarte Blasen. Die städtischen Duschen. Dort gingen wir uns waschen, weil die meisten von uns zu Hause kein Badezimmer hatten. Im Gänsemarsch tappten wir durch den heißen Schaum. Mit einer rauen Bürste rieb jede den Rücken des Mädchens vor ihr ab. Und die Termine in der Zahnklinik im Schweizer Viertel! Es ging morgens mit dem Bus los. Der Fahrer hatte eine Mönchsglatze, rund und glänzend. Schon komisch, woran man sich erinnert. Der Film, der uns bei der Ankunft vorgeführt wurde, zeigte in Großaufnahme im Fleisch verkeilte Zähne, anarchische Überlappungen, vom Zucker verfressene Backen-

zähne. Diese Münder aus einer Zeit vor den Fluortabletten und dem allabendlichen Zähneputzen versetzten uns in Angst und Schrecken.

12

Jeannines Anekdoten jedoch stellt alle anderen dieser unverwüstlichen Erinnerungen in den Schatten: «Apropos Karies. Erinnert ihr euch noch an das Dreckszeug aus dem Laden der Mutter Kratz?» Die Mutter Kratz! Die *Kratzermama*. Wie lange haben wir diesen Namen nicht mehr gehört, der klingt, als habe man einen Frosch im Hals! Ihr Laden befand sich am Ende der schmalen Straße, die zur Schule führte. Das Bimmeln der Glöckchen an der Eingangstür, die bunten Bänder des Fliegenvorhangs, der muffige Geruch in dem winzigen, stets düsteren Laden. Die Kratzermama sprach nur Elsässisch. Die anderen gaben für mich die Bestellung auf. Jeannine sagt nicht «Schleckerei» oder «Naschwerk» oder «Süßigkeit», diese altbackenen Wörter, mit denen man normalerweise die Bonbons umwickelt. Dreckszeug, sagt sie, und sie hat nicht ganz unrecht. In ihren tiefen Gläsern befanden sich Hexenbonbons, die bei der Berührung der Zunge die Farbe wechseln, Schleckmuscheln, Karamells zu zwei Centime das Stück, die an den Zähnen klebten, blaue, gelbe und rosa Ufos aus ungesäuertem Brotteig. Man steckte einen kleinen Strohhalm hinein und sog die Weinsäure und das Natrium ein. Das Kribbeln auf der Zunge. «Das waren mit Sicherheit keine Bio-Ufos!», sagt Françoise. «Wir freuten uns über so wenig», seufzt Pascale L. Die Anekdoten sprudeln nur so hervor. Ein solides Band verbindet uns nun miteinander. Das Eis ist gebrochen.

Im Grunde ähneln sich alle Kindheitserinnerungen. Eine Ansammlung belangloser Kleinigkeiten. Fossile Splitter, die

wir nebeneinanderlegen, um das kollektive Bild unserer Kindheit wieder zusammenzusetzen. Sicher ist, dass die angeknabberten Becher und Kratzermamas Dreckszeug nicht abendfüllend sein werden. Martine fächert sich mit einer Papierserviette. Pilar zieht schließlich ihren K-Way doch noch aus. Geruch von glühendem Asphalt, der beißende Duft der Platanen an der Ill und noch immer diese stickige Hitze.

13

Das Gespräch beginnt, sich im Kreis zu drehen, als plötzlich das Schauspiel beginnt. Giacomina hat ihren Auftritt. «Giacomina!» «Jacqueline!», korrigiert sie. Schon lange nennt sie niemand mehr bei dem Vornamen des kleinen italienischen Emigrantenkindes, das eines Morgens zu Schulanfang völlig verstört in unserer Klasse auftauchte, ohne ein Wort Französisch zu können. «Im September angekommen, Weihnachten eine Auszeichnung für besonders gute Leistungen», posaunt sie in die Runde. Sie wirbelt herum, gibt Ausrufe des Erstaunens von sich, grüßt die eine, dann die andere, entschuldigt sich, sich eine Stunde verspätet zu haben. Giacomina bereichert unsere bescheidene Zusammenkunft um den Smalltalk eines mondänen Cocktailabends. Sie hatte schreckliche Mühe, einen Parkplatz zu finden. Als sie durch das Viertel kurvte, ist sie wie auf einem Kreuzweg sämtliche Stationen ihres Lebens durchgegangen: «Die Wohnung, in der ich mit meinen Eltern gelebt habe, die Sainte-Madeleine-Schule, das Münster, wo ich meine erste Kommunion empfing. Und jetzt ihr alle an diesem Tisch. Ist das nicht schön.» Sie stellt ihre Chanel-Tasche vor ihre Füße. Ein Schoßhündchen, das sich ans Bein ihres Frauchens schmiegt, die vergoldete Leine ums Stuhlbein gebunden. Giacomina setzt sich kurz entschlossen ans Kopfende des Tisches, als leitete sie einen Verwaltungsrat. Sie legt ihre Hände

flach auf den Tisch und schaut uns scharf in die Augen: «*Mi dica!* Na, sagt mal!» Und beginnt, uns ihr Leben zu erzählen.

«Die war noch nie auf den Mund gefallen», flüstert Jean-nine. «Das ist das italienische Blut», antwortet Roseline.

Giacomina gönnt sich eine gute halbe Stunde, um von ihrer Ankunft in Straßburg zu berichten. «Nach dem Süden, der Sonne, unserem großen Haus kam mir hier alles eng und schmutzig vor!» Das war, kurz bevor Italien zum gelobten Land für Nordeuropäer wurde, bevor die Elsässer die Strände von Rimini und die Campingplätze am Comersee entdeckten. «Man beschimpfte uns als Makkaroni, und einmal reichte es mir. Ich ging nach Hause und knallte die Tür: ‹Ich hasse die Franzosen! Das sind Rassisten!› Da sprang mein Vater auf und verpasste mir eine Tracht Prügel. ‹So, du hasst die Franzosen. Nie wieder, hörst du mich, nimmst du dir heraus, so etwas zu sagen. Frank-reich ist das Land, das uns willkommen geheißen hat. Dem Land haben wir zu verdanken, dass wir zu essen haben. Wenn du es schaffen willst, gibt es nur einen Weg: Du musst besser sein als sie.› Mein Vater ertrug es nicht, wenn man Frankreich, unsere neue Heimat, kritisierte.» Heute ist Giacomina CEO eines Marmor-Unternehmens der Spitzenklasse. Sie setzt jede Silbe dieses imposanten Titels einzeln ab und trommelt mit der flachen Hand auf den Tisch. Unsere Gläser zittern. Wir ebenfalls.

Wir drücken uns aneinander, pressen die Knie zusammen. Einige haben die Arme auf der Brust verschränkt, wie in der Schule. Niemand wagt, den Mund zu öffnen. Einzig Martine mischt sich ein: «Aber trotzdem, Kinder so zu schlagen, das ist doch schrecklich!» Giacomina ignoriert sie. Sie spricht von den wahren Werten, die ihr Vater ihr eingetrichtert hat, und

das wiederum gefällt Pascale L. Auch sie findet, dass die Kinder heute viel zu verwöhnt sind, verweichlicht, keinen Sinn für die Anstrengung mehr haben, dass sie nichts und niemanden respektieren und dass ein solider Tritt in den Arsch von Zeit zu Zeit nicht schaden kann. Da scheinen sich zwei gefunden zu haben.

15

Jeannine versucht, die Atmosphäre aufzulockern: «Unsere Nachbarn waren Italiener. Sie haben uns beigebracht, Brot ins Olivenöl zu tunken. Und meine Mutter fing an, ‹Schpaghetti› zu kochen. Wir mochten den exotischen Geschmack.» Damals nannte man die Teigwaren noch Nudeln. Wir kannten nur Butterhörnchen, Makkaroni mit Gruyère und Spätzle mit Hasenpfeffer. Françoise stimmt zu: «Italien ist ein schönes Land.» Sie sind diesen Sommer mit dem Chor nach Verona gefahren. Im Bus. Sie haben sich in der Arena Nabucco angehört. Unvergesslich.

Giacomina erzählt, sie «ziehe um die Welt», um die Häuser ihrer superreichen Kunden von Dubai bis Rio mit Marmor auszustatten. Da sieht Françoise alt aus mit ihrer Busreise nach Verona. Und Pilar, die mit ihren vierzehn Tagen China, vom Betriebsrat organisiert, angeben wollte. Plötzlich verstummt Giacomina. Um uns Zeit zum Staunen zu lassen? In den Reihen macht sich Spannung breit. Pascale W. ergreift das Wort. «Ich habe dir eine meiner beiden Barbiepuppen geschenkt, weil du zu Hause keine Spielsachen hattest. Weißt du noch?» Giacomina erinnert sich nicht daran. «Es gibt nicht nur das Geld, um seinen Erfolg unter Beweis zu stellen», zischt Jeannine empört. Sie möchte, dass wir zur Abwechslung ein wenig über unser Privatleben sprechen. Ein Terrain, auf dem sie mit ihren

vierzig glücklichen Ehejahren und ihren vier Enkelkindern punkten könnte. «Oh ja», ruft Martine, «die Liebe, reden wir über die Liebe!» Martine lächelt die ganze Zeit und berieselt das Gespräch mit ihrem kaskadenartigen Kichern.

Giacomina meint, der Vorschlag richte sich an sie allein, und erzählt von ihrer ersten Ehe, die gescheitert ist. Fünf Jahre hat sie durchgehalten, aber eigentlich hätte sie sich schon nach einer Viertelstunde scheiden lassen sollen. Ein Casting-Fehler. Danach blieb sie lange allein, nicht ohne ein paar Affären natürlich. «Die Durststrecke hat zwanzig Jahre gedauert, aber dann habe ich das große Los gezogen, in Sachen Liebe meine ich, nicht in finanzieller Hinsicht.» Giacomina hat vor elf Jahren einen im Departement Moselle niedergelassenen Großunternehmer aus der Ardèche geheiratet, Witwer, zwanzig Jahre älter als sie, «aber noch frisch und knackig», wie sie betont. «Das nennt man eine gute Partie», staunt Pilar, die noch immer Single ist. Das große Los der Liebe, das würde sie auch gern ziehen.

Als sie meine Einladung bekam, fragte Giacomina, ob wir die Ehemänner mitbringen. Sie hatte vor, mit ihrem zu glänzen. Aber die anderen haben protestiert: «Das ist doch kein Rotary Club hier!»

Ist das die unvermeidliche Gruppendynamik? Jede findet sich rasch in einer bestimmten Rolle ein. In derselben wie als Kind. Giacomina ist die Anführerin der Truppe. Catherine und Jeannine sind unsere Philosophinnen. Catherine mit ihren gestelzten Maximen. Jeannine mit ihren Weisheiten für den Hausgebrauch. Françoise ist unsere Mutter Courage. Die den Abend organisiert, Wein nachschenkt und die anderen mit ihrem derben Humor zum Schmunzeln bringt. Pascale L. schwankt zwischen dem Spaßvogel und der Stimme der

Vorsicht. Martine ist nicht ganz von dieser Welt. Myriam beobachtet mit einem Lächeln um die Mundwinkel, und Pilar ist auf der Hut. Roseline sorgt für das richtige Maß. Und ich bin wie in alten Tagen etwas am Rand.

«Und du? Jetzt bist du dran!»

Alle Köpfe drehen sich zu mir. Ich würde mich lieber raushalten, hin und wieder eine Frage stellen, das Gespräch in eine bestimmte Richtung lenken, in meinem Block Notizen machen und meine Anwesenheit vergessen lassen. Ich möchte mich auf die Rolle der Beobachterin beschränken, als hätte ich nichts mit ihnen zu tun. Eine Ethnologin, die gekommen ist, um diesen kleinen, aus der Vergangenheit aufgetauchten Stamm zu erforschen. Am liebsten würde ich nur zuhören. Nichts von mir selbst preisgeben. Aber natürlich wollen alle wissen, was aus mir geworden ist. «Du warst eine Privilegierte», wirft mir Giacomina vom anderen Tischende her zu. Ist das eine einfache Feststellung? Oder ein Vorwurf? Eine offene Aggression? Ich fühle mich unwohl. «Du hattest alles und wir so wenig.» Catherine verbündet sich mit Giacomina. Sie erinnert sich an das Schokocroissant, das ich in der Pause aus meinem Schulranzen zog. Jeden Morgen holte mein Vater frisch rasiert für mich in der Bäckerei unseres Viertels ein *Pain au chocolat*. Der Geruch seines Aftershaves auf dem Blätterteig war für mich der schönste Liebesbeweis. Catherine schämte sich zu Tode, wenn ihre Großmutter, deren Fenster auf den Pausenhof hinausging, mit einer Stimme, die unsere Spiele übertönte, rief: «Catherine, dein Pausenbrot!» Catherine fing das in Zeitungspapier gewickelte Bündel auf, ein einfaches Brötchen, in dem ein Schokoladenriegel steckte. Catherine hätte sich gewünscht, ihre Großmutter würde ihr ebenfalls ein *Pain au chocolat* herunterwerfen. Aber als Putzfrau überstieg das

ihre Mittel. Und darum gönnt sich Catherine heute, wenn sie mal einen Durchhänger hat, ein *Pain au chocolat*. Jetzt schaut sie mich ohne Bitterkeit an: «Du warst für mich der Inbegriff der perfekten Familie. Du hattest alles, was du brauchtest, und noch viel mehr. Aber im Nachhinein denke ich, dass ich auch hatte, was ich brauchte.» Catherine gesteht mir zum ersten Mal, wie sehr sie mich beneidet hat. Sie sieht unsere Wohnung vor sich, der ihre Kinderaugen monumentale Ausmaße verleihen, Deckenhöhen von Kathedralen, ein riesiges, lichtdurchflutetes Esszimmer, Regale, die sich unter Büchern bogen, ein Zimmer voller Spielsachen. Sie übertreibt. Ich glaube nicht, dass ich in solchem Luxus groß geworden bin. Catherine sagt, sie sei eingeschüchtert gewesen, wenn sie zu mir zum Spielen kam, meine Eltern seien immer so gut angezogen gewesen.

«Nicht wie meine Mutter, die immer in der Schürze war, um ihre Kleider nicht abzunutzen.»

«Oder meine, immer in Schwarz, der Farbe der Witwen», sagt Pilar.

«Oder meine, immer schwanger, die Hände auf ihrem Kugelbauch», sagt Martine, die zehn Geschwister hat.

Ich würde mich am liebsten ganz klein machen. Ich sage nur: «Ja, das stimmt, ich hatte Glück.» Es ist die einzige mögliche Antwort. Ich war mir damals des Grabens nicht bewusst, der uns trennte. Sie aber haben alles gesehen und nehmen heute Abend eine gründliche Bestandsaufnahme meiner Privilegien vor.

«Wir lebten nicht in derselben Welt», sagt Roseline.

«Wir werden uns doch wohl nicht für unsere Herkunft schämen», gebietet Jeannine der Runde.

«Unsere Leben sind völlig gewöhnlich und letztlich ohne großes Interesse. Was willst du eigentlich genau von uns?»,

fragt Catherine, die sich nur schwer vorstellen kann, dass ihr Leben das Zeug zu einem Roman hat. Es ist kein Bedauern, einfach eine friedliche Feststellung. Sie hat die Augen auf einen Korianderstängel geheftet und macht eine ernste Stirn. Catherine war schon immer bescheiden gewesen. Blond und zierlich, mit spitzem Gesicht, hört sie lieber den anderen zu.

Und Martine ist einverstanden: «Stimmt, ich finde es ganz schön mutig von dir, in unseren armseligen, kleinen und bis zum Gehtnichtmehr anonymen Leben nach einem Sinn suchen zu wollen. Viel Glück!»

19

Einzig Giacomina versichert uns, dass für ihre Lebensgeschichte drei Bände kaum reichen würden.

Catherine hat recht. Es gibt nichts Spektakuläres an diesen Berichten, die wir heute Abend miteinander teilen. Die einzelnen Bausteine sind alles in allem stets dieselben. Geburt in sehr bescheidenem Milieu, Schule, Frühkommunion und Erstkommunion, kurze Ausbildung, in seltenen Fällen das Abitur, der erste Job oft für immer, Hochzeit in Weiß, auch für immer, erstes Kind, zweites Kind, manchmal ein drittes, auf jeden Fall weniger als die Mutter, Beförderung bei der Arbeit, bei der sie es weiter bringen als ihre Eltern, Hausbau auf Kredit, Ehekrise, sich zusammenraufen, Hüftoperation, Stimmungstief, neuer, schwieriger Chef, überschüssige Pfunde und die Tortur nutzloser Diäten, eine schöne Reise in die Provence, Autounfall – «zum Glück nur Blechschaden», Ärger mit dem Sohn, der in der Schule nichts tut, Diplom der Tochter – «ich war so stolz, ich, die ich nie die Chance hatte, das Abitur zu machen» –, «pures Glück», wenn die Enkelkinder kommen, während die Rollen sich vertauschen und nun sie es sind, die

ihre Eltern mit dem Löffel füttern. All diese kleinen Ereignisse, die das Leben einer Frau ausmachen, zum Teil auch meines.

20

Als die Zehnerglocke ertönt, die Glocke für die Juden, die im Mittelalter vor zehn Uhr die Stadt verlassen mussten, stehen wir auf, um ein Foto zu machen. Der Himmel ist schwarz wie Teer. Wir stellen uns, die Großen hinten, die Kleinen vorne, vor dem beleuchteten Münster auf. Das Bild ist unscharf. Der Abend zu Ende. Jede packt beim Aufräumen mit an. Pascale B. sagt, das nächste Mal warten wir kein halbes Jahrhundert mehr, um uns wiederzusehen. Sie lässt ein Blatt Papier herumgehen. Alle schreiben Adresse und Telefonnummer auf. Wir küssen uns zum Abschied. Und Martine spricht das Schlusswort: «Glück, das ist genau das. Ein solches Treffen, zusammenkommen, miteinander sprechen. Ein winziger Augenblick, den ich nie vergessen werde.» Myriam flüstert mir beim Weggehen zu, dass der Abend sie sehr bewegt hat. «Alles kehrt wieder zurück. Die Kindheit, die Erinnerungen. Das kommt von sehr weit her.» Spät in der Nacht erhalte ich eine SMS von Françoise. «Gute Nacht ... Ich kann nicht schlafen ... So viele Emotionen.»